Laſt, der man ſich entzieht, wann und wo man kann, oder wenn man ſie trägt um der Verhältniſſe und der Umgebung wegen, in der man lebt, tragen muß, doch mit ſo wenig Hingabe und Aufmerkſamkeit, daß von einem geiſtigen Gewinn kaum die Rede ſein kann. „Schade", hört man manchmal ſagen, „daß die Familie proteſtantiſch iſt, das ſind ſo nette, feine Leute." Nein, vielmehr ſchade iſt, daß ſo manche Katholiken ſich an Gewiſſenhaftigkeit, Gerechtigkeitsſinn, Liebe und Güte von Andersgläubigen übertreffen laſſen!

Klatſch.

Beim Worte Klatſch denkt man gewöhnlich an eine Handlung, die mit einem plötzlichen, weithin vernehmbaren Geräuſch verbunden iſt. Fällt einem ein dickes Buch auf die Erde, ſo hört man einen Klatſch, eine weithin ſchallende Ohrfeige nennt man einen Klatſch, der Fuhrman klatſcht mit der Peitſche.

Man nennt aber auch im Volksmunde einen Klatſch, wenn man etwas Reines beſudelt z. B. den Tintenflecken auf einem reinen Briefbogen.

Ob eigentlich das Wort Klatſch mit Kladde zuſammenhängt, ein Heft, in dem man alles einträgt, ehe man es mit der letzten Ueberlegung in Reinſchrift bringt, weiß ich nicht. Genug, was wir im gewöhnlichen Leben als Klatſch bezeichnen, hat mit all dem Genannten etwas Aehnlichkeit.

Der Klatſch als Schwätzerei tritt plötzlich auf, macht Geräuſch, Senſation, bringt oft genug Schmutz in die ſonſt reine Unterhaltung, weil er die Fehler des Nächſten vorbringt und er hat eine Kladde unter dem Arm, worin alles Mögliche ſteht und woraus alles Mögliche ausgekramt wird, ohne daß es ordentlich überlegt und geſichtet iſt. Es gibt nun in dieſem Reiche des Klatſches verſchiedene Arten.

Da iſt zunächſt der harmloſe Schwätzer. Er hat ein gutes Herz, aber einen leeren Kopf. Er zwitſchert uns immerfort, aber in gutmütiger, zerſtreuter Weiſe vor, was er von ſeinen Nebenmenſchen weiß. Mit großen wiſſenſchaftlichen, politiſchen oder religiöſen Fragen hat er nichts zu tun, er hält ſich in ſeinem Gerede ſtets an einzelne Perſonen: was irgend jemand getan hat, tun wird, oder was irgend ein anderer geſagt hat, ſagt u. ſ. w. Dabei liegt ſolchen Schwätzern jede Bosheit und Argliſt fern. Es fehlt ihnen an genügendem Urteils- und Unterſcheidungsvermögen; ſie erkennen nicht, was glaub- oder unglaubwürdig, wahrſcheinlich oder möglich iſt. Nichts kommt ihnen ungelegen. Schwätzen müſſen ſie auf jeden Fall, es iſt ihnen zur zweiten Natur geworden.

Dieſem zunächſt ſteht der gedankenloſe Schwätzer, der jedem erzählt, was er eben gehört hat, ohne weiter zu überlegen, ob Zeit und Ort dazu angetan ſind, und ob er an den rechten oder unrechten Mann geraten iſt. Was irgend einer ihm geſagt, ſagt er wieder einem jeden, meiſtens gerade denen, die es am wenigſten hören ſollten. Dieſer gedankenloſe Schwätzer iſt in der Geſellſchaft wirklich ein Schreckenskind; er überſchüttet die Leute mit Petroleum und lebt dabei des guten Glaubens, es ſei harmlos wie Waſſer.

Zu den Genannten geſellt ſich drittens der Schwätzer von Profeſſion. Er kennt jedermann; beſonders intim iſt er mit den Leuten, von denen du eben ſprichſt, er ſah ſie noch geſtern. Alle ſind ſeine Freunde, ſagen ihm alles, fragen ihn um Rat und tun nichts ohne ihn. Auch dieſe Schwätzer ſind nicht böswillig. Sie haben zu viel Wohlgefallen an ſich ſelbſt, um übelwollend ſein zu können. Sie ſind, vielleicht, ohne es zu wollen, Urſache eines Streites, aber dann auch gleich bereit, alles wieder in Ordnung zu bringen. Es ſind die harmloſen Großtuer, die aus Eitelkeit ſchwätzen.

Das Reich der Schwätzer hat aber auch Kreiſe, die nicht ſo unſchädlich ſind, wie die bisher genannten. Da begegnen wir zuerſt den boshaften Schwätzern. Sie ſind den Böſewichtern vergleichbar, die den Leuten Vitriol auf die Kleider gießen. Dieſe Sorte von Menſchen hat ihre Ohren ſtets weit offen, um alles Böſe, das in der Welt geſchieht, aufzufangen, ſei es wahr oder unwahr. Man kann ſagen, ihre Ohren ſind ausgeſpannt wie die Netze der Spinne, nichts entgeht ihnen. Kaum iſt man zehn Minuten mit ihnen in demſelben Zimmer, ſo weiß man, wo Jedermanns Rock ein Loch und wo jede Frau einen wunden Fleck in ihrem Charakter hat. So wie ein Schwamm Waſſer aufſaugt, ſo ſaugen dieſe boshaften Schwätzer alles ſchlechte Gerede in ſich auf. Zudem haben ſie in ihrem Gehirn ein Laboratorium und eine chemiſche Säure, mit deren Hilfe ſie alles, was bösartig iſt, ſofort ergreifen und zu jedem Gebrauche präparieren.

Schließlich kommen wir zum lügenhaften Schwätzer. Wir nennen ihn zuletzt, nicht als ob er notwendiger Weiſe der ſchlimmſte wäre, ſondern, weil er das meiſte Unheil anrichtet, mit oder gegen ſeinen Willen. Denn er lügt durchaus nicht immer abſichtlich, iſt er ſich doch manchmal gar nicht bewußt, daß er lügt. Er hat weite Ohren, eine juckende Zunge und einen wirren Kopf. Er weiß nie ſicher, was er eigentlich gehört hat und iſt nie genau im Wiedererzählen. Es gibt ſo Phantaſielügner, die ſich gar nicht bewußt ſind, daß ſie erfinden, verdrehen, aufbauſchen und den Worten und Handlungen anderer Menſchen ihre eigenen Anſichten und Meinungen unterſchieben.

Hüte deine Zunge wohl,
Bald iſt ein böſes Wort geſagt,
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der andere aber geht und klagt.

Wie wird man nun wohl auf die einfachſte und natürlichſte Weiſe vom Klatſch geheilt? Wenn man einmal dahinter gekommen iſt, wie man ſelber verklatſcht worden iſt, und wie da alles ſo verdreht und verfälſcht worden, daß man vor Schrecken ganz blaß wurde, daß ſolche Photographien von uns unter die Leute gebracht werden.

Was Gott tut, das iſt wohlgetan.

14)

Erzählung von A. Kolping.

„Am Ausgange des Waldes ſtand ein Kruzifix unter einem alten Lindenbaume. Dort ließen wir uns nieder, um das Frühſtück zu verzehren, das ich in der Jagdtaſche bei mir trug. Vor uns lag eine weite Landſchaft im heiterſten Morgen-Sonnenſcheine, mit Dörfern, Höfen und kleinen Waldpartien beſäet. Das regte unſer Herz wohltätig auf; denn in der ſchönen Gottesnatur liegt in der Tat auch ein Heilmittel für leidende Menſchenherzen. Der Mutter Gedanken aber ſchweiften über dieſe fernen Turmſpitzen weg noch weiter, viel weiter, bis in Gegenden hinein, deren ich mich nicht mehr erinnerte. Es wäre für ihre und für meine Andacht beſſer geweſen, ſie hätte ihr Herz und ihre Gedanken mehr im Zaume gehalten. Aber Gott hat Geduld mit dem irdiſchen Erdenpilger! Wenn er auch zuweilen abirrt, Gott führt ihn doch endlich wieder auf die rechte Straße ſeiner Wallfahrt, damit er am Gnadenorte ankomme. Wenn nur der Menſch, auch irrend, das Beten nicht vergißt!

Am erſten Tage wurde nur eine kleine Strecke zurückgelegt, denn der Mutter wurde das ungewohnte Wandern ſauer. Sie ſpürte abends in der Herberge die Ermüdung ſchon ſehr; aber ihr Gemüt war in der weiten, freien Gotteswelt doch auch weiter und freier geworden, und das, wenn auch oft zerſtreute, doch gutwillige Gebet hatte ihre Gefühle geſänftigt. Da der Weg uns immer weiter aus dem Bereiche Waldbruchs und der Berndsmühle abführte, befanden wir uns bald unter ganz fremden Menſchen, was uns nur wohltat. Dazu begegnete man uns, den Pilgern, mit großer Liebe, und Zuvorkommenheit, als ob man durch die Liebe, die man den Pilgernden erweiſt, ſich des Segens der Wallfahrt wolle teilhaftig machen. Das erquickte beſonders die Mutter, die eine recht liebevolle Behandlung von fremden Menſchen leider lange hatte entbehren müſſen.

Am folgenden Tage griff die Mutter deshalb neu geſtärkt zum Pilgerſtabe und ſchritt rüſtiger als am vorigen Tage dem Gnadenorte zu. Diesmal begann ſie beim Ausgange ſelber das Pilgergebet, und ſie war auch offenbar andächtiger. Ich brauche kaum zu bemerken, daß jede, auch noch ſo geringe Beſſerung im Gemütszuſtande der Mutter mir unausſprechlich das Herz erleichterte, — war ich doch von Jugend auf mit ihren Freuden und Leiden derart verwachſen, daß wir uns meiſt nur anzuſehen brauchten, um uns gegenſeitig völlig zu verſtehen.

Im Laufe des Tages begegnete uns auf offenem Felde eine Wallfahrtsprozeſſion, die bereits auf der Heimkehr begriffen war. Das mit Blumen und Bäumchen gezierte Kreuz glänzte vorn im Zuge, und verſchiedene mit langen Bandſtreifen verſehene Fahnen flatterten im Winde. Die Stäbe der Brudermeiſter waren auch mit neuen Schildern und mit verſchiedenem Zierrat behängt. Jeder Pilger, Männer wie Frauen, hatte irgend ein feſtliches Andenken vom Gnadenorte her ſich um den Hals gehängt oder an der Bruſt befeſtigt, wie es bei der Rückkehr ſolcher Prozeſſionen immer gebräuchlich war und noch iſt. Lautes, fröhliches Beten und Singen ſchallte von der Prozeſſion her uns ſchon von weitem entgegen und griff mächtig, faſt wunderbar uns ans Herz. Ich ſelbſt konnte bei dem Eindrucke die Tränen nicht zurückhalten. Eine ſolche heimkehrende Wallfahrtsprozeſſion in ſchöner, feſtlicher Ordnung unter freiem Himmel daherkommen zu ſehen, während die erleichterten Herzen ihren Dankesjubel in den lichten Himmel hinauf ſingen und beten, oder Gott und die gebenedeite Mutter Gottes loben und preiſen, — gehört ja zu den rührendſten und ſchönſten Erſcheinungen des katholiſchen Volkslebens, wie wir alle wiſſen. Wir waren zur Seite des Weges getreten und ließen die Prozeſſion an uns vorüberziehen. Es mochten wohl tauſend Menſchen dabei ſein von verſchiedenem Alter und Geſchlecht, alle aber mit jenem wunderbaren Troſt in Haltung und Blick, den eigentlich nichts anderes, als eine Wallfahrt, wo man ſich nach Herzensluſt ausbeten kann, verleiht. Wer weiß, wie viele von dieſen Leuten auch ſchmerz- und kummerbeladen hinausgepilgert waren! Jetzt ſah man nichts dergleichen auf den beſeligen Geſichtern. Die Pilger grüßten uns mit freundlichem Kopfnicken; die Brudermeiſter neigten ihre Stäbe uns zu, da man uns ja auch als Pilger anſah, und ſelbſt der begleitende Geiſtliche im Zuge lüftete das Barett. Mir war das alles wie Sonnenſchein aus einer anderen Welt durch die Seele gefahren; die Mutter aber ſtand, als die Prozeſſion bereits vorüber war, noch ganz ergriffen am Wege, die Augen von Tränen verſchleiert. Aber das war kein Schmerz mehr; das war eine Art Glück und Seligkeit, die aus der Gemeinſchaft der Heiligen bisweilen herniederquillt in die durſtigen Menſchenherzen. Doch bleibt es auch wahr, daß nur gläubige Chriſten dafür empfänglich ſind.

Heidenmiſſion und Diaſpora.

Aus Libour zwei 5-Markſtücke in Silber. — Aus Köln ein ſilbernes Döschen. — Aus Köln 1400 M. für den Bonifatiusverein.

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

St. Quirinus-Blatt
Wochenſchrift zur religiöſen Belehrung und Erbauung
Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.
Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

R. BRENDAMOUR & Co

Nr. 46. Sonntag, 12. November. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 12. November: Kunibert.
Montag, den 13. November: Stanislaus.
Dienstag, den 14. November: Joſaphat.
Mittwoch, den 15. November: Leopold.
Donnerstag, den 16. November: Edmund.
Freitag, den 17. November: Gregor.
Samstag, den 18. November: Maximus.

Sonntagsleſung.

Des Jairus Töchterlein, das im heutigen Evangelium der göttliche Heiland von den Toten auferweckt, iſt ſo recht geeignet, dem Sterben ſeine Schrecken zu nehmen. Steht man vor einem Toten, ſo erfaßt uns ein gewiſſes Grauen, während ein ruhig Schlafender einen freundlichen Anblick gewährt. Nun iſt aber das Wort: „Das Mägdlein iſt nicht tot, ſondern es ſchläft", im Munde des göttlichen Lebensſpenders tiefſte und beſeligendſte Wahrheit geworden. Durch ſeine Erlöſungstat hat er Tod und Grab für immer überwunden und den Seinen die frohe Botſchaft geſchaffen, daß es nur einen Tod gibt, den ſie fürchten müſſen: den Tod der Seele durch die ſchwere Sünde. Aber an den Gräbern unſerer Toten pflanzt er die ſelige Zuverſicht auf, daß wir ſie nur zum kurzen Schlaf in die Erde betten, bis er dereinſt an dem großen Weltoſtertage die ſtillen Schläfer zu ewigem ſeligen Leben weckt. „Wenn ſich zwei Herzen ſcheiden," heißt es im Liede, „ſo ſagen ſie: auf Wiederſehn." Welches Scheiden könnte ſchmerzlicher ſein, als wenn der Tod liebende Menſchen voneinander trennt. Aber wie tröſtlich, daß auch wir da am Grabe noch mit Zuverſicht ſagen können: „Auf Wiederſehn" und zwar an einem Orte, wo es kein Leid und keine Trauer mehr gibt, in der Herrlichkeit des Himmels, unſerer ewigen glücklichen Heimat.

Sei nicht verzagt, wenn ſie dein Liebſtes auch
Dir einmal trauernd auf den Friedhof tragen
Vergänglich iſt der Tod wie Nacht und Rauch,
Die Ewigkeit gehört den Himmelstagen.

Bildung und Erziehung im chriſtlichen Sinne.

XXXXI.

Bildung des Herzens.

Wir haben im letzten Artikel einige Winke gegeben, wie man die Leidenſchaften beherrſchen und die Gemütserregungen in das richtige Fahrwaſſer bringen könne. Außer dieſer natürlichen Seelengymnaſtik müſſen wir aber auch zu übernatürlichen Mitteln greifen, wollen wir unſerer Leidenſchaften gründlich Herr werden und ſie zu Werkzeugen des Guten machen.

Da iſt denn vor allem die Abtötung wichtig, nicht in dem Sinne, daß wir uns von Unerlaubtem enthalten und von vornherein uns vor dem hüten, was die Sinnlichkeit in unnötige Erregung bringt, ſondern in höherem Sinne als Aſzeſe, wie ſie in der Kirche und bei den Heiligen mehr oder weniger in Uebung war und die darin beſteht, daß wir uns auch Erlaubtes verſagen und den Körper inbezug auf Eſſen und Trinken, Schlafen und Ertragen von Beſchwerden einer gewiſſen Strenge unterwerfen.

Wie wichtig nun auch die Abtötung iſt, ſie bleibt doch immer ein natürliches Zuchtmittel zur Bildung und ward auch den heidniſchen Weltweiſen und ihren Schülern nicht unbekannt. Doch reichen dieſe natürlichen Mittel nicht aus, das ſinnliche Strebevermögen mit ſeinen mächtigen Trieben, Begierden und Leidenſchaften, die oft durch Sündengewohnheit, durch böſen Umgang, durch innere und äußere Anreizungen übermächtig geworden, im Zaum zu halten. Hier muß die Gnade zu Hilfe kommen.

Und der Gnadenmittel gibt es bekanntlich zwei, die Sakramente und das Gebet. Die Sakramente ſind ja gerade deswegen von Chriſtus eingeſetzt, das Gnadenleben zu geben, wie in der hl. Taufe, oder wie in den andern, es zu ſtärken und zu erhöhen.

Unter ihnen ſteht oben an das allerheiligſte Sakrament, die hl. Kommunion. Indem ſie die heiligmachende Gnade vermehrt, hebt und ſtärkt ſie das ganze Gnadenleben, verſetzt die Seele in eine reinere Luft, wo die Bazillen des Böſen, die die Leidenſchaften ſo mit ſich führen, keinen Nährboden finden.

Wie die Nerven in der Höhenluft geſtärkt werden und ſich beruhigen, ſo wird durch die hl. Kommunion auch die Reizbarkeit für ſämtliche Eindrücke gedämpft und durch eine Reihe von wirklichen Gnaden wird die Seele gegen ſpätere Verſuchungen und Lockungen der Sinnlichkeit gefeit. Auf die Dauer hält, bei öfterem Empfange der hl. Kommunion, ſelbſtverſtändlich nicht bloß bei einer Kommunion, die würdig iſt, weil jemand keine ſchwere Sünde auf ſich hat, ſondern bei einer Kommunion, bei der der Menſch jedesmal die ganze Kraft und Wärme der Liebe einſetzt, keine Leidenſchaft ſtand.

Dazu kommt, daß gerade dieſes Sakrament, und ſein Empfang wie kaum etwas anderes geeignet iſt, liebliche Gefühle der Andacht zu erwecken. Dadurch aber wird unſer Empfindungsleben inne, daß es nicht bloß im Dienſte der Welt, ſondern auch beim göttlichen Heiland köſtliche Freuden und Wonnen gibt. Dadurch wird der natürliche Hunger nach Genuß dem Uebernatürlichen zugewandt.

Dann iſt ja anerkanntermaßen die Vermehrung der Liebe eine beſondere Wirkung der Kommunion, weil ſie die innigſte Vereinigung mit Chriſtus und der größte Beweis, ja gleichſam der Brennpunkt aller Veranſtaltungen der Liebe des Gottmenſchen gegen uns iſt. Die Liebe aber iſt die Grund- und Triebkraft des Willens und die mächtigſte aller Leidenſchaften. Dieſer Leidenſchaft wird nun bei der hl. Kommunion in dem euchariſtiſchen Heiland ein Gegenſtand geboten, wie es einen erhabeneren und liebenswürdigeren nicht geben kann. Sind doch die unzähligen Tabernakel auf Erden Feuerherde, wo die Lohe der Liebe zum Himmel ſchlägt und in der wird unſer Herz von ihr ergriffen, alle ungeordnete Liebe verzehrt. Jeder Menſch geht auf Erden ſeiner Liebe nach, für denjenigen, der oft kommuniziert, wird die Liebe zu Gott das höchſte Gut des Lebens. Und wenn der Menſch fühlt, daß das Thermometer dieſer Liebe ſinkt, bis gegen die Kältegrade hin, und wir treten dann wieder an die Kommunionbank, dann werden wir ſelber wieder an dem göttlichen Feuer entzündet und die Glut der unordentlichen Begierlichkeit wird erſtickt. Darum iſt die öftere hl. Kommunion das beſte Mittel, um Herr zu werden über alles, was Leidenſchaft heißt.

Zeit und Ewigkeit.

Neulich fuhren wir für ein paar Tage in die Heimat. Am Bahnhof ſtiegen mit uns mehrere hundert Dorfbewohner, die in der Stadt ihr Arbeit getan, aus. Es war eine uns unbekannte Generation, deren Väter wir wahrſcheinlich gut gekannt, von denen wir vielleicht aber noch als die Einzigen am Leben waren. Denn, als wir am folgenden Tage den ſchön gepflegten Friedhof beſuchten, fanden wir dort die Namen derer, die wir unter den Lebenden vermißt, eingegraben in den Stein.

Als alter Mann wird man nirgendwo ſo an die Flüchtigkeit der Zeit erinnert, als an dem Orte, wo man ſeine Jugendzeit zugebracht. Hier kommt einem ſo leicht das Wort der hl. Schrift in den Sinn: „Der Menſch, wie Gras ſind ſeine Tage, wie eine Blume des Feldes, alſo welket er dahin, denn, fährt der Wind an ihr vorüber, ſo hält ſie nicht aus.“

Wenn wir vor zwanzig Jahren hier und da in die Heimat kamen, begegneten uns zwar noch manche der jetzt ſchon in die Ewigkeit hinübergegangenen Bekannten, aber wie vielen hatte ſchon damals die Zeit Furchen in die Stirne gezeichnet; die Zerſtörung auf ihrem Antlitze hatte ſchon begonnen, manchem war ſchon damals die Krankheit ins Geſicht geſchrieben, an der ſie nun geſtorben.

Drei Pfarrer der Gemeinde, einen langjährigen Vikar und Pfarrverwalter, zwei aus dem Orte ſtammende Geiſtliche, die wir gut gekannt und mit denen wir befreundet waren, alle dieſe, die wir oft in der Pfarrkirche am Altare oder durch die Straßen ſchreiten ſahen, hat der Tod ſchon heimgeholt. Und all die guten Leute, die in unſerer Jugend im Elternhauſe verkehrten oder dort arbeiteten, ſind, wie es in der hl. Schrift heißt, wie ein Schatten vorübergegangen, und außer uns und deren Kindern, wenn ſie noch leben, wird kaum noch jemand ihrer gedenken.

Leicht noch ließen ſich die Bilder der hl. Schrift über die Flüchtigkeit des Lebens vermehren. Sie nennt die Lebenstage einen dahingehenden Eilboten, ein Spinngewebe, einen vorüberſauſenden Wind, einen Tropfen aus dem Meere, ein Sandkörnchen. Und als Greis hat man von der großen Zahl der Jahre, die hinter einem liegen, den Eindruck, als ſeien ſie alle auf einen einzigen Augenblick zuſammengeſchrumpft, es iſt einem, als ſei man ein einziges Mal durch die Straßen dieſes Dörſchens geſchritten.

Und wie haben ſich mit der Flüchtigkeit der Zeit die Zeiten ſelbſt geändert! Was würden unſere Väter ſagen, wenn ſie jetzt aufſtänden und hörten: der Sack Weizen koſte 20 000, der Zentner Kartoffeln 900, das Pfund Butter 700, ein Glas Bier 50, eine Zigarre 25, ein Cognac 50 M. und ein Päckchen AB-Tabak 140 Mark?

Was würden ſie denken, wenn ſie hörten, daß faſt an jedem Sonntage die Trommel zur Tanzmuſik einlüd und die Jugend zur Hälfte in den Kinos ſäße, daß es keine Könige und Kaiſer mehr gäbe, und Engländer, Franzoſen und Belgier das Rheinland beſetzt hielten, daß, anſtatt der Pferde ein Auto den Pflug ziehe, und ſie in der Erntezeit anſtatt des Rauſchens der Sichel das Knattern des Benzinmotors vernähmen, der in einer Stunde ein ganzes großes Weizenfeld niedermäht?

Was würden ſie urteilen, wenn ſie hörten, daß ein großer Teil der Menſchheit zu Schiebern, Wuchern und Spitzbuben geworden, der gewöhnliche Arbeiter nur mehr 8 Stunden brauche tätig zu ſein und dafür einen Lohn empfinge, der den Jahreszinſen von vier bis fünf Millionen gleich käme, daß man Steuern bezahlen müſſe, die das halbe Vermögen verſchlängen?

Doch machen wir Halt und denken an uns ſelbſt. Mitten in dieſem rauſchenden Strom fährt unſer Lebensſchifflein daher und iſt nahe daran, zu landen am Geſtade der Ewigkeit. Und was retten wir denn aus den Trümmern? Das iſt doch eine ernſte Frage, ja, die Frage aller Fragen.

Der hl. Hieronymus ſagt: „vive, quasi quotidie moriturus, lebe ſo, als wenn du jeden Augenblick ſterben könnteſt.“ Dieſes Sätzchen, zur Lebensregel gemacht, könnte Wunder wirken. Es würde Ordnung ſchaffen in dem Haufen unerledigter Geſchäfte, unbeſorgter, immer hinausgeſchobener, wichtiger Angelegenheiten, unbereinigter Gewiſſensſachen.

Die am Strande ſtehen, um über das Meer zu reiſen, ſind geſchürzt, gegürtet, alles iſt gepackt, geſchnürt und fertiggeſtellt. Sollte das nicht von uns allen gelten, die wir ſtets bereit ſein ſollen, in den Nachen zu ſteigen zur Abfahrt?!

Schon mehr als einen hat der Gedanke an die nahe Ewigkeit zu einem ernſten Manne, zu einem frommen Chriſten gemacht. Wer dagegen an die Ewigkeit glaubt und dennoch ſich nicht zu heiligen ſucht, der verdiente in ein Narrenhaus geſperrt zu werden.

Krankenhaus und Allerſeelen.

Es war Montags vor Allerſeelen. Die Pflicht führte uns weit von unſerem Wohnorte in ein großes Hoſpital, in dem etwa vierzig Schweſtern in der Krankenpflege tätig ſind. Es war da draußen eine rechte Allerſeelenſtimmung. Ein paar Tage früh eingetretener Winterkälte hatte den letzten Blüten und Blättern an Baum und Strauch den Reſt gegeben, und nun floß in Strömen der Regen aus den dunklen Wolkenaugen, als wolle der Himmel weinen über die Zerſtörung, die der grimme Froſt auf der bis jetzt ſo ſchönen Erde angerichtet hatte. Es war morgens gegen neun Uhr. In der benachbarten Pfarrkirche läutete es gerade zu einem Begräbniſſe oder zu Exequien. Als ich durch die große Türe des Krankenhauſes eingetreten war, ſah ich Aerzte in ihren weißen Kitteln auf dem Gange ſtehen und noch eine Weile miteinander plaudern, ehe ſie ihren Rundgang durch die Krankenſäle machten. Schweſtern liefen geſchäftig hin und her, alle Zimmer in Morgentoilette zu bringen. Allerſeelen, Krankenhaus, Begräbnis, Aerzte, Schweſtern, das legte ſogleich allerhand Gedanken nahe, die ſich ſchnell zu einem dichten Gewebe verknüpften, und das große Hoſpital in eine Allerſeelenbeleuchtung ſetzten, in der ich es gerne den Leſern zur Erbauung und den krankenpflegenden Genoſſenſchaften zur nutzbringenden Betrachtung vorlegen möchte. Es wollte mir nämlich ſcheinen, niemand ſtände eigentlich den lieben Verſtorbenen näher, als die Geiſtlichen, die Aerzte, die Schweſtern eines Hoſpitals.

Wie viele Leichen werden im Laufe eines Jahres aus einem ſolchen Hauſe hinausgetragen und auf den Friedhof gebracht! Und wer hat ſich nun um dieſe Dahingeſchiedenen in kranken Tagen mehr bemüht, als die Aerzte, die jeden Tag die Kranken beſuchten, ihre Hoffnung belebten und Heilmittel ihnen verſchrieben, als der Rektor des Hauſes, der ihnen die hl. Sakramente gebracht, als die Schweſtern, die ſie gepflegt, an ihrem Sterbebette gekniet und den Toten die Augen zugedrückt haben. Welch ſchöne Aufgabe für die Genannten, ihre Pflegebefohlenen auf die letzte Lebensſtunde, die über eine ganze Ewigkeit entſcheidet, vorzubereiten!

Man meint, es müßte ihnen ſo wehmütig und doch auch wieder ſo froh zu Mute ſein, wie denen, die einen lieben Verwandten und Bekannten, der die Heimat verlaſſen und in ein anderes Land ſich begeben will, um dort ſein Glück zu ſuchen, ans Meer begleiten, ihn ins Schiff einſteigen ſehen, mit den Tüchern ſchwenken und ein liebevolles „Lebewohl“ und „Auf Wiederſehen“ nachrufen, wenn die Ruderräder ſich bewegen, und das Schiff abſtößt vom Geſtade. Iſt denn nicht auch der Tod die Stunde der Abfahrt in das Meer der Ewigkeit, und ſind nicht die, die um den Sterbenden ſtehen, Verwandte, Aerzte, Prieſter und Schweſtern die, die ihn ans Geſtade brachten und nun mit frommem Gebet ſeine Ueberfahrt begleiten?!

Aber wie viel Vorbereitungen waren da Tage und Wochen vorher zu treffen. Alles mußte geordnet werden, weiß man doch nicht, ob man noch einmal wiederkehrt; die Koffer wollen gepackt, neue Kleider gekauft oder die alten ausgebeſſert und das Reiſegeld zuſammengeſchafft werden.

Aehnliches bei denen, die ſich anſchicken, die große Reiſe in die Ewigkeit anzutreten. Auch ſie müſſen alles in Ordnung bringen, ſowohl was die weltlichen, als auch die Seelenangelegenheiten angeht. Für Gepäck brauchen ſie allerdings nicht zu ſorgen, nehmen ſie doch nichts anderes mit, als das Kleid des weißen Totenmantels und die Wohnung eines engen Sarges.

Nun ſind ſie aber krank und können ohne fremde Hilfe die Vorbereitung auf die große Reiſe nicht treffen. Da iſt zunächſt der Prieſter, der, wenn die ärztliche Kunſt den Kranken aufgegeben hat, durch die hl. Sakramente ihn kräftigen muß für den letzten Gang zur Höhe im Bußſakramente, ihn reinigt von dem Sündenſtaub, in der hl. Oelung der Seele Stärke gibt, geduldig die letzten Beſchwerden zu tragen, und in der hl. Kommunion ihm die Wegzehr reicht für die Himmelsreiſe.

Und nun erſt die barmherzigen Schweſtern! Wie ſchön iſt deren Beruf, dieſes Amt der Liebe. Welch ein Segen für die Kranken, wenn in einem Hauſe gute, liebevolle, geduldige, opferfreudige, barmherzige Schweſtern walten.

Wie viele, die jetzt im Himmel ſind, mögen ſich dort oben ihrer Pflegerinnen, denen ſie vielleicht ihr Heil verdanken, mit Segensſpruch erinnern! Wer das Leben kennt, der weiß, wie manche Kranke in ein Hoſpital gebracht werden, die mit der Religion, Gott und der Welt zerfallen ſind, wie viele, die ſeit langen Jahren keine Kirche mehr beſucht, keine Sakramente mehr empfangen haben, die dem religiöſen Leben vollſtändig entfremdet und abgeſtorben ſind. Sie haben ſo viel Verächtliches über die Prieſter reden hören und ſelbſt geredet, daß oft genug der Beſuch des Geiſtlichen von vornherein abgelehnt und zurückgewieſen wird, oder doch erfolglos bleibt.

Befindet ein ſolcher Kranker ſich aber Wochen oder Monate lang unter der Pflege einer Schweſter, die lauter Liebe, lauter Güte, lauter Geduld iſt, opferfreudig Tag und Nacht, bereit, ſo viel ſie es vermag, alle ſeine Wünſche zu erfüllen und ihm jede Erleichterung zu verſchaffen, dann findet der Kranke in dem liebevollen menſchlichen Herzen, das unter dem Ordenskleide ſchlägt, ſehr bald den Anſchluß der Liebe des göttlichen Herzens, der Liebe ſeines Heilandes wieder.

Sein eigenes Herz wird weich und es bedarf manchmal nur einer kleinen, liebevollen Andeutung oder Ermunterung von Seite dieſer Schweſter, und die Rückkehr zu Gott vor dem Tode iſt eine vollendete Tatſache.

Und welch eine Freude muß es für eine ſolche barmherzige Ordensfrau ſein, wenn ſie dann zu dem Geiſtlichen gehen und ſagen kann: „Der Kranke iſt bereit,“ und welch ein unbeſchreibliches Glücksgefühl, wenn ſie dann am andern Morgen das

Glöcklein läuten hört, das ihr verkündet, der Kranke wird mit Gott verſehen, nun mag er ſterben in Gottes heiligem Frieden!

Doch wir wollen unſere erſten Gedanken nicht aus dem Auge verlieren. Wenn wir anderen Menſchen zum Friedhof wallen, ſind die Toten, zu denen die meiſten von uns in nähere Beziehung getreten, bald gezählt. Vielleicht liegen ſie alle in einem Grabe: Vater, Mutter, die Geſchwiſter.

Aber wie viele der Pflegebefohlenen einer Schweſter, die lange Zeit, vielleicht viele Jahre auf einer Hoſpitalſtation geweſen, deckt hier der grüne Raſen. Sie weiß ja nicht, wo ſie liegen und wo man ſie begraben, aber das weiß ſie, daß ihre Seelen dort oben ſich freuen, wenn die, die ihnen das letzte Stündchen leicht gemacht, jetzt im Allerſeelenmonate ihrer noch im Gebete gedenkt.

Wie ſchön muß nun aber auch der Tod einer braven, guten barmherzigen Schweſter ſein, wenn ſie den Ruf vernimmt: „Was du dem Geringſten meiner Brüder getan, das haſt du mir getan, komm', geh' ein in die Freude deines Herrn“, denn „Selig die Barmherzigen, ſie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Von Saal zu Saal im Ordenskleid — Du liebreich deine Füße ſetzeſt — Ein Engel der Barmherzigkeit — War'ſt du uns Kranken bis zuletzt — Doch nun hat uns der Tod ereilt — Der Leib im dunklen Grabe ruht — Doch unſ're Seel', die droben weilt — Aus ew'gen Räumen zu dir ruft: — „Vergiß in Allerſeelenzeit — Doch keines Schützlings im Gebet — Der aus der ſtillen Ewigkeit — Um deine Hülf' noch einmal fleht — Sieh, wenn du ausgewandert haſt — Und auch dein letztes Stündlein ſchlägt — Ruhſt du dich aus von aller Laſt — Ein Engel dich zum Himmel trägt!

Die vergeſſene große Eins.

Volkszählung iſt für heute angeſagt. Auf allen Straßen herrſcht viel Leben. Die Schulen haben frei. Gewerbe, Handel ſtocken zu einem Teile. Eilfertige Menſchen wandern durch die Städte, durch die Dörfer, zu den entlegenſten Gehöften. An jedem Hauſe wird angepocht, ſei es ein ſtolzer Bau aus Quadern oder eine Hütte aus gemeinem Lehm und Holz, ganz gleich.

Alles ſchreibt man auf, was immer Menſch heißt und noch Leben hat, vom weinenden Säugling in der Wiege, der als Knoſpe eine ganze Zukunft in ſich trägt, bis hinauf zum zitternden Greiſe, der als dürr gewordener Aſt nur loſe noch am Menſchenbaume hängt und auf den nächſten Windſtoß wartet.

Endlich ſenkt ſich der erſehnte Abend nieder. Auf langen Liſten ſtehen nun die Menſchen als Summanden. Man eilt mit ihnen zum Standesamt. Beim Schein des elektriſchen Lichtes iſt man dort am Rechnen und Addieren bis ſpät gegen Mitternacht. Flugs werden dann die Telegraphen angeſchirrt. Auf ihrem luftigen Wege bringen ſie in ſauſendem Galopp die Menſchenſumme zur Zentrale in die Hauptſtadt. Das iſt ein Treiben, wie an einem Marktplatz, wenn von allen Seiten die Bauersleute zuſammenſtrömen mit ihren Körben, Kiſten und Karren. Die anfangs kleine Zahl ſchwillt faſt lawinenartig an. Doch immer neue größere Ziffern werden hingeſchrieben. Am anderen Morgen lieſt man fettgedruckt in allen Zeitungen: Das ganze Reich zählt nunmehr an Bewohnern ſo und ſo viel Millionen, Tauſende und Hunderte.

Beim Leſen dieſer gewaltig hohen Zahl befällt es einem faſt wie Wehmut. Die Menſchen, die man gezählt, ſind bei dieſer Zählung all zu Nullen geworden. Denn in der Rieſenzahl auf dem Papier findet man ja den einzelnen Menſchen nach ſeiner Stellung nicht wieder. In all den Nullen verbirgt ſich der König und der Bettler, der Arme und der Reiche, das Kind, der Jüngling und der Greis, der Städter und der Bauer, der Mann, das Weib, der Geſunde und der Kranke.

Nur an einem iſt man bei der Zählung vorübergegangen, und doch iſt er der größte Herr und bewohnt das größte Haus am Platze, das man gewöhnlich Kirche oder Dom nennt. Wahrlich man erinnert ſich des Wortes des hl. Johannes: „In eurer Mitte ſteht der, den ihr nicht kennt.“ Doch was tut's, wenn man bei der Volkszählung an ihm vorübergeht. Hört er doch auch da eigentlich nicht hinein, obgleich er für alle dieſe Nullen die große Eins iſt als Anfang und Ende aller Dinge, als der Schöpfer und Erhalter aller Weſen, auch der Menſchen. Aber wir als Chriſten ſollten mehr und öfter an ihn denken und ihn als die große Eins unſeres ganzen Lebens betrachten, bleiben wir doch ohne ihn für Zeit und Ewigkeit eine Null.

Von der Frömmigkeit.

Wenngleich heute die Preiſe der Bücher hoch ſind, es werden noch immer viele geſchrieben und nicht zum wenigſten ſolche, die die Frömmigkeit und das innere Leben zum Gegenſtande haben. Nun fällt in dieſer Beziehung Biſchof **Keppler** von Rottenburg ein Urteil, das zu denken gibt. „Die ſogenannte Erbauungsliteratur krankt heute vielfach an Gedankenarmut und Gefühlsüberſchwang, iſt größtenteils ungenießbar ſeicht und fad geworden und weiblich faſt bis zur Hyſterie.“ Und er hat Recht.

Die Frömmigkeit leidet heutzutage an einer allgemeinen Krankheit. Es fehlt ihr am Weſentlichen. Alles iſt ſo oberflächlich in manchen Seelen. Die Frömmigkeit iſt eben dem Zeitgeiſt gefolgt und kraftlos geworden, wie dieſer. Oder hat die kraftloſe Frömmigkeit die Zeit ſo kraftlos gemacht?

Wie die Welt heute dem Materialismus verfallen iſt, ſo daß ſie faſt nur für das Intereſſe hat, was die Sinne in irgend einer Form und auf irgend einem Gebiete reizt und befriedigt, ſo iſt es auch vielfach mit der Frömmigkeit beſtellt.

Von der hohen Region der Forderung: „Willſt du mein Jünger ſein, ſo verleugne dich ſelbſt, nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach“, iſt man hinabgeſtiegen ins Tal, wo Windſtille herrſcht und warme, weiche Lüfte wehen. Wie vielfach haftet die Frömmigkeit an ſüßen Aeußerlichkeiten, an kirchlichem Feſtgepränge und an Dingen und Perſonen, die Senſation machen.

Wie, wenn im Dorf die Muſik ſich rührt, die Kinder zuſammenlaufen, ſo muß der euchariſtiſche Heiland, der dort in der Stille des Tabernakels auf einen Beſuch der frommen Seelen wartet, ſich für viele ſeiner Gläubigen erſt mit feſtlichem Prunk in glänzender Gottesdienſtfeier umgeben und es durch die Kirchenzeiten ankündigen, um ſie zu ſeinem Throne zu ziehen.

Wie wenige verſtehen es, um Gott zu begegnen, im Inneren ihrer Herzen makellos zu wandeln, wie wenige haben Verſtändnis für das Wort des Heilandes: „Das Reich Gottes iſt in euch.“

Eines der vorzüglichſten Mittel zur Beſſerung unſeres Lebens iſt das hl. Bußſakrament mit ſeinen fünf Stücken: Gewiſſenserforſchung, Reue, guter Vorſatz, Beichte und Genugtuung. Bei wie vielen aber iſt der Empfang dieſes Sakramentes nur rein ſummariſch und oberflächlich; an die Umbildung des ganzen Lebens, die doch durch das Bußſakrament gefördert weren ſoll, wird nicht gedacht. Das Ausziehen des alten Menſchen und das Anziehen eines neuen, all dieſe Arbeit in der Tiefe kennt man nicht.

Man geht Samstags beichten und Sonntags kommunizieren und Montags iſt man der Menſch mit den nämlichen Nachläſſigkeiten, Pflichtverſäumniſſen, Liebloſigkeiten, Wandel in den nämlichen böſen Gelegenheiten, wie in der Woche oder dem Monat vorher.

Wie an der Oberfläche der Seele, lebt man auch vielfach an der Oberfläche der Dinge. Die Frömmigkeit beſteht bei vielen aus einer Menge kleiner religiöſer Uebungen, die aber eigentlich keinen gemeinſamen Mittelpunkt, kein höheres Ziel haben. Dem Lebensſchifflein fehlt der Kompaß. Ein immerwährendes unruhiges Hin- und Herlaufen bald zu dieſer, bald zu jener religiöſen Uebung, Andacht oder Feier, aber das Schifflein kommt nicht vorwärts.

Die vielfachen Beſchäftigungen des Lebens teilen die Seele. Zu dieſen Beſchäftigungen gehören nach Sitte und Gewohnheit denn auch die religiöſen Uebungen, Sonntagsmeſſe, zeitweiliger Sakramentenempfang, aber dieſe Uebungen ſtehen vielfach mit den weltlichen auf einer Linie: Gottesdienſt und Weltdienſt wickeln ſich wie auf einem Faden ab, während doch der Dienſt Gottes der ganzen Weltarbeit Präge und Richtung geben ſoll. Für das „nicht zugleich Gott dienen können und dem Mammon“ haben viele unter uns das Verſtändnis verloren.

Die Selbſtſucht, welche alle Laſter des Menſchen in ſich begreift und die Urſache aller ſeiner Fehler iſt, verträgt ſich eben ſehr gut mit einer oberflächlichen Gefühls- oder Gewohnheitsreligiöſität und ſentimalen Frömmigkeit. Alle religiöſen Uebungen, Andachten, Bruderſchaften, marianiſche Kongregationen, euchariſtiſche Vereinigungen, Wacheſtunden, Maizettel, Skapuliere ſind gewiß in ſich gut und ſehr empfehlenswert, aber alles, ſelbſt die hl. Sakramente nicht ausgeſchloſſen, ſind nicht die Frömmigkeit ſelbſt, ſondern nur Mittel dazu.

Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Religiöſität und Frömmigkeit. Die Religiöſität hat nicht Gott als den höchſten Endzweck der Menſchen zumeiſt im Auge, ſondern nur die obengenannten Mittel. Eine Frucht der Religiöſität aber iſt eben die Frömmigkeit, d. i. die Bereitwilligkeit und der Eifer, Gott in gebührender Weiſe zu ehren. „Die Frömmigkeit“, ſagt der hl. Thomas, „iſt nichts anderes, als die Bereitwilligkeit, ſich allem hinzugeben, was zum Dienſte Gottes gehört.“

Die Frömmigkeit iſt gleichſam die kurze Zuſammenfaſſung aller Tugenden und ihrer Betätigung im Werke, ſie iſt die große Pflicht, die alle Pflichten in ſich ſchließt, die Summe aller Tugenden, der ganze Menſch.

Der Wille Gottes iſt in den zehn Geboten, den fünf Geboten der Kirche und den Standespflichten ausgedrückt. Halte ich die, und zwar nicht bloß äußerlich mechaniſch, ſondern mit der ganzen innerlichen Hingabe in Wort und Tat, dann bin ich fromm. Willſt du zum Leben eingehen, ſo halte die Gebote. Fac bonum, declina a malo, hic est totus homo, Tue das Gute, meide das Böſe, das iſt der ganze, alſo auch der fromme Menſch.

Das zu betonen, iſt immer wieder in unſerer leichtſinnigen, rein auf das Aeußerliche geſtimmten Welt von größter Wichtigkeit. Wie vielen unter uns iſt die Religion keine Herzensſache mehr, keine Freude mehr, vielmehr in ihren Forderungen eine